



Vorbemerkung:

Bei diesem Text handelt es sich um die gekürzte Version eines gleichnamigen Aufsatzes, der in Die Philosophin 22, 2000, S. 10-36 erschienen ist (Inhaltsverzeichnis des Männlichkeits-Schwerpunktheftes <http://www.culture.hu-berlin.de/philosophin/inh22.html>). Die im Kapitel „Kategorien der Differenzierung - Idealtypen von Männerforschern“ eingebaute Tabelle entstammt unserem Aufsatz „Idealtypen. Ein Beitrag zu einer reflexiven Männerforschung“, in: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 1+2/2000, S. 150, der ebenfalls im wesentlichen eine gekürzte Fassung des in Die Philosophin erschienenen Aufsatzes darstellt

Oliver Geden/Johannes Moes

Reflexive Männerforschung

Wissenschaft kann - wie auch jede andere Form sozialer Organisation - als ein Feld verstanden werden, in dem individuelle wie kollektive Handlungspraxen offenen wie verdeckten Regeln und Normen folgen, eng mit politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen verbunden. Ein solcher Analyseansatz entspricht dem Selbstbild der meisten AkteurInnen allerdings nur bedingt. Der Mythos von Objektivität, Wertfreiheit und Theoriegeleitetheit hat an Anziehungskraft erst wenig verloren, vor allem in den Naturwissenschaften. So war es sicher gerechtfertigt, daß die sozialwissenschaftlich geprägte Wissenschaftsforschung ihre Aufmerksamkeit zunächst ausschließlich auf die „hard science“ richtete. Daß diese Konzentration aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis in die Gegenwart anhält, erscheint befremdlich und doch nachvollziehbar. Die „Desillusionierung der Praxis“ bleibt auf „die Anderen“ beschränkt, der eigene Erkenntnishorizont weitgehend unhinterfragt.

Wir werden im folgenden versuchen, über diese uns beschränkt erscheinende Perspektive hinauszugehen, indem wir Strukturen und Prozesse eines Forschungsbereichs analysieren, in dem wir – neben anderen - selbst tätig sind: der Männerforschung. Dabei versuchen wir, zwei Herangehensweisen produktiv aufeinander zu beziehen. Einerseits eine wissenschaftstheoretische, mit der sich die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Desillusionierung der wissenschaftlichen Praxis begründen läßt, die aber auch der Ergründung der Bedingungen dient, unter denen eine solche gewährleistet werden könnte. Andererseits die



der Wissenschaftsforschung, die sich in einer empiriegeleiteten Analyse darum bemüht, die konkreten Bedingungen der Wissensproduktion einzelner Disziplinen herauszuarbeiten. Den Angelpunkt unseres Ansatzes bilden wissenschaftstheoretische Konzeptionen von „Reflexivität“, wie sie vor allem in Kulturanthropologie und Soziologie, in Ansätzen aber auch in der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert werden. Im Anschluß an eine Einführung in die entsprechenden Debatten versuchen wir, den reflexiven Ansatz für die Analyse und Weiterentwicklung der Männerforschung nutzbar zu machen. Dieses Vorgehen entspringt letztlich einem normativen Interesse. Wir sind der Ansicht, daß sich die beginnende Etablierung von Männerforschung nicht in einer vorgeblich „naturwüchsigen“ Weise vollziehen sollte, sondern vielmehr als Ergebnis einer kollektiven Auseinandersetzung über die spezifischen Bedingungen und Ziele einer solchen Forschung. Unser konkreter Beitrag zu einem reflexiven Projekt besteht zum einen in einer Darstellung der strukturellen Rahmenbedingungen von Männerforschung im deutschsprachigen Raum. Zum anderen versuchen wir anhand einer Idealtypisierung der Forschenden selbst, die in diesem Forschungsbereich deutlich differierenden Zugänge, Interessen und Ansätze vorzustellen, nicht zuletzt aber auch in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu analysieren. Den Abschluß bilden einige Vorschläge, in welcher Weise die Diskussion um eine Reflexive Männerforschung befördert werden könnte und welche Aspekte sie umfassen sollte.

Konzepte von Reflexivität

Die in der sozial- wie auch der kulturwissenschaftlichen Debatte kursierenden Konzeptionen von „Reflexivität“ lassen sich nur schwerlich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Denn die Begriffsverwendung setzt auf bisweilen völlig unterschiedlichen Ebenen an. „Reflexivität“ (inklusive ihrer Ableitungen) hat sich – nicht zuletzt auch aufgrund einer doppelten Verwendung sowohl in der Wissenschafts- als auch in der Alltagssprache - zu einem modischen Terminus entwickelt, dessen Bezugspunkt sich nicht immer sofort erschließt.

Seine mutmaßlich größte Verbreitung dürfte der Begriff seit Mitte der achtziger Jahre infolge Ulrich Becks soziologischer Gegenwartsdiagnose einer „reflexiven Modernisierung“ erfahren haben. Beck – und mit ihm Anthony Giddens und Scott Lash – geht davon aus, daß sich der Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung gegenwärtig in einer zweiten Phase befindet. Dieser sei dadurch gekennzeichnet, daß die in das Industriezeitalter mündende „einfache Modernisierung“ mit ihren eigenen Entwicklungsmechanismen konfrontiert und „reflexiv“ in das



Stadium einer „Zweiten Moderne“ transformiert wird, deren Verfaßtheit allerdings noch undeutlich bleibe. Dieser Prozeß vollziehe sich keineswegs bewußt oder gar geplant. „Reflexive Modernisierung“ wird vielmehr als „nichtreflektierte, automatische, sozusagen reflexartige und zugleich gesellschaftsgeschichtliche Modernisierung gedacht“¹, die die Handelnden im Zuge der von Beck diagnostizierten Individualisierung zunehmend von den ihnen fragwürdig gewordenen Strukturen freisetzen soll. Beck zufolge ist auch das Verhältnis von Wissenschaft, Praxis und Öffentlichkeit von diesem Prozeß keineswegs ausgenommen. Er beschreibt es in *Risikogesellschaft* ausführlich als Übergang von einfacher zu „reflexiver Verwissenschaftlichung“. Die Gültigkeit wissenschaftlichen Wissens wird gesellschaftlich verhandelbar. Dabei beleuchtet er allerdings kaum mehr als die schwindende Legitimität der Naturwissenschaften infolge der ökologischen Krise. Im Mittelpunkt stehen dabei deren (erfolglose) Strategien, den gesellschaftlichen Glauben an den Objektivitätsanspruch der Naturwissenschaften wiederherzustellen. Die detaillierte Auseinandersetzung mit den Produktionsbedingungen der eigenen Disziplin bleibt bei ihm randständig. Seine Kritik an der eigenen Disziplin nimmt lediglich deren Verfangen-Sein in das Paradigma der (einfachen) Modernisierung in den Blick und bleibt somit letztlich bei dem Vorwurf stehen, daß die herkömmliche Soziologie die Neuartigkeit des reflexiven Modernisierungsprozesses mit ihren Kategorien nicht zu erfassen vermöge.²

Da der Fokus unserer Analyse auf der kritischen Hinterfragung der Prozesse im eigenen Forschungsbereich liegt, kommt dem Reflexivitätsbegriff Becks für uns nur geringe Bedeutung zu. Demgegenüber greifen wir im folgenden Konzeptionen auf, deren Begriff von Reflexivität die sozialen und kulturellen Bedingungen der Produktion von Wissen in den Sozial- und Kulturwissenschaften ins Blickfeld zu rücken vermögen: die reflexive Anthropologie, Pierre Bourdieus Modell einer „wissenschaftstheoretischen Reflexivität“ sowie die auf die Geschlechterforschung bezogenen Ansätze von Evelyn Annuß und Sabine Hark.

Innerhalb der Kulturanthropologie - die im deutschen Sprachraum die Disziplinen Ethnologie sowie Europäische Ethnologie/Volkskunde umfaßt – ist bereits seit den 70er Jahren ein breit angelegter Diskussionsprozeß über die Grundlagen der eigenen Wissenschaftspraxis zu beobachten. Waren und blieben die konkreten Verhandlungsgegenstände – etwa Fragen der

¹ Ulrich Beck, *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*, Frankfurt a. M. 1993, S. 72.

² Ulrich Beck, „Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne“, in: Ulrich Beck/Anthony Giddens/ Scott Lash, *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*, Frankfurt a. M. 1996, S. 34-50. Damit kommt Beck letztlich nicht darüber hinaus, konkurrierenden soziologischen Schulen – auch solchen, die seine These vom



ethnographischen Repräsentation im Postkolonialismus - auch genuin kulturalanthropologisch, so strahlte diese Debatte doch bald auf die Wissenschaftssoziologie ab. Dies zunächst weniger, weil man etwa gewillt gewesen wäre, die Forschungsprozesse innerhalb der Sozialwissenschaften kritisch in den Blick zu nehmen. Vielmehr konzentrierte sich die Rezeption der kulturalanthropologischen Diskussion anfänglich ausschließlich auf den methodischen Zugriff. Die Ethnographie wurde – als „Inbegriff einer Verschränkung von Teilnahme und Beobachtung“³ zum neuen Paradigma für den Zugang zum sozialen Praxisfeld „Wissenschaft“. Die in der Kulturalanthropologie begonnenen (und bis in die Gegenwart anhaltenden) Versuche einer Objektivierung der in der eigenen Disziplin vorfindlichen Kategorien und Interpretationen inspirierte eine Vielzahl wissenschaftssoziologischer Arbeiten. Besondere Aufmerksamkeit zogen dabei zunächst die sog. „Laborstudien“ von Bruno Latour, Steve Woolgar und Karin Knorr-Cetina auf sich. Mit ethnographischen Methoden untersuchten sie die Konstruktion naturwissenschaftlichen Wissens, indem sie die soziale Produktion von Erkenntnis in Forschungslabors beobachteten. Doch der disziplinäre Focus der Wissenschaftssoziologie hat sich bis heute kaum gewandelt. Er beschränkt sich nach wie vor fast ausschließlich auf eine Analyse der Naturwissenschaften⁴.

Ohnehin ist Skepsis angebracht, inwieweit es dem sozialwissenschaftlichen Mainstream nicht gelänge, die forschungspraktischen Folgen einer wissenschaftssoziologischen Reflexivitätsdebatte deutlich begrenzt zu halten. Der (auch als Ethnologe ausgebildete) Soziologe Pierre Bourdieu sieht diese Gefahr sehr deutlich und formuliert den Geltungsanspruch seiner Konzeption einer „wissenschaftstheoretischen Reflexivität“ entsprechend weitreichend. Er faßt sie als konstitutiven Bestandteil jeglicher soziologischer Arbeit. Es könne nicht darum gehen, Wissenschaftstheorie als hochspezialisierte und vom wissenschaftlichen Mainstream isolierte Teildisziplin zu etablieren. Vielmehr müsse es der Reflexivität gelingen, sich in den

Automatismus „reflexiver“ Modernisierungsverläufe zurecht infrage stellen - theoretische Rückständigkeit vorzuhalten.

³ Martin Fuchs/Eberhard Berg: „Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentationen“, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a. M. 1995[1993], S. 22.

⁴ Einen aktuellen Überblick über den Stand der Wissenschaftsforschung bietet Bettina Heintz, „Die soziale Welt der Wissenschaft. Entwicklungen. Ansätze und Ergebnisse der Wissenschaftsforschung“, in: Bettina Heintz/Bernhard Nievergelt (Hg.), *Wissenschafts- und Technikforschung in der Schweiz. Sondierungen einer neuen Disziplin.*, Zürich 1998, S. 55-94. Einen Versuch, die Sozialwissenschaften ins Zentrum des Interesses zu rücken, bildet Christian Fleck (Hg.), *Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften*, Opladen/Wiesbaden 2000. Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung hat der bereits geschärfte Blick für den Androzentrismus von Wissenschaft bzw. Universität in den letzten Jahren eine Reihe von organisationssoziologischen Studien hervor gebracht, die vor allem die Mikropraktiken der Vergeschlechtlichung von Wissenschaft untersuchen. Für einen Überblick vgl. etwa Beate Kraus (Hg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt a. M./New York.



Mechanismen der wissenschaftlichen Praxis, „besonders in der gesellschaftlichen Logik der Diskussion und wissenschaftlichen Auswertung einerseits und in den Einstellungen der Akteure andererseits zu institutionalisieren“⁵. Bourdieus Ausgangspunkt sind die von ihm so bezeichneten „Verzerrungen des soziologischen Blicks“⁶, die er vor allem in der sozialen Herkunft der Forschenden, deren jeweiliger Position innerhalb ihrer Wissenschaft und deren Stellung im Verhältnis zu anderen Disziplinen verortet. Seine Vorschläge zur reflexiven Überwindung dieser Verzerrungen weisen sehr unterschiedliche Gewichtungen auf. Der Umgang mit der sozialen Herkunft der einzelnen WissenschaftlerInnen spielt bei Bourdieu nur eine untergeordnete Rolle. Die Wirkmächtigkeit des Habitus⁷ erscheint ihm zu groß, um mehr als eine bloße Bewußtheit des Individuums für seine habituellen Dispositionen zu erwarten. Handlungsoptionen sieht er hier kaum. Ganz anders auf der Ebene der strukturellen Bedingungen. Er bezieht sich darin vor allem auf die Situiertheit der Forschenden in ihren jeweiligen Disziplinen und die Probleme, die sich aus der Konstitution derselben ergeben. So warnt er vor der Neigung, sich von Konkurrenz- und Ausschlußmechanismen dazu verleiten zu lassen, sich in den vielfach betriebenen Theorie- und Methodenmonotheismus zu flüchten. Zur Überwindung der daraus entstehenden Kommunikationsunfähigkeit zwischen einzelnen Schulen empfiehlt er vielmehr einen Methoden- und Theoriepluralismus entlang konkreter Problemstellungen.

Sein besonderes Augenmerk gilt der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Präkonstruktion sozialer Einheiten und den sich daraus ergebenden Problemen der Objektkonstruktion. Als Forschende, die sich die Analyse der eigenen Gesellschaft zur Aufgabe gemacht haben, sind die SoziologInnen noch vor den wissenschaftlichen Präkonstruktionen mit den gesellschaftlichen konfrontiert, die sie sich als TeilhaberInnen am kollektiven common sense schon vor ihrer wissenschaftlichen Laufbahn zu eigen gemacht haben. Folgerichtig postuliert Bourdieu, daß „jene erste Neigung, die soziale Welt realistisch zu denken, oder substantialistisch [...] mit allen

⁵ Pierre Bourdieu, „Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität“. in: Berg/Fuchs (Hg.), a.a.O., S. 373.

⁶ Wir stehen dem Begriff der „Verzerrung“ sehr kritisch gegenüber, suggeriert er doch die Möglichkeit eines „unverzerrten“, womöglich objektiven Blicks. Diese Tendenz hat in Bourdieus Konzept zur Folge, daß der Soziologie eine privilegierte Stellung unter den Wissenschaften zugesprochen wird. Wenn wir in unserer Paraphrasierung Bourdieus dessen Konzentration auf die Soziologie übernehmen, dann vor allem deshalb, weil wir damit den spezifischen disziplinären Kontext seiner Überlegungen markieren wollen

⁷ Die Habitusstheorie bildet sicherlich den zentralen Bestandteil des Bourdieuschen Kategoriensystems, zudem auch den meistrezipierten, weshalb wir an dieser Stelle auf eine Erläuterung verzichten. Kurz gefaßt kann Habitus als System von inkorporierten, individuellen wie klassenspezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata begriffen werden, die als „Vermittlung zwischen Struktur und Praxis“ fungieren. Vgl. Pierre Bourdieu/Loic J.D. Wacquant, „Die Ziele der reflexiven Soziologie“, in: Bourdieu/Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1996, S. 147-175.



Mitteln zu bekämpfen ist“⁸. Als Gegenkonzept schlägt er ein „relationales Denken“ vor, das den scheinbaren „Realitätsgehalt“ präkonstruierter Einheiten überwindet bzw. erweitert, in dem es schon bei der Objektkonstruktion versucht, die Stellung und die strukturellen Beziehungen des Objekts mit zu berücksichtigen. Zudem sei ein „radikaler Zweifel“ gegen sämtliche in der Gesellschaft als relevant betrachtete Fragestellungen angebracht. SoziologInnen müssten ständig auf der Hut sein, sich ihre Fragestellungen und Objektkonstruktionen vom common sense-Denken vorgeben zu lassen, zumal die Übernahme solcher Präkonstruktionen um so wahrscheinlicher sei, „als die Probleme, die in einem sozialen Universum als *taken for granted* gelten, auch diejenigen sind, die die größten Aussichten auf – materielle oder symbolische – *grants* haben, also bei den Wissenschaftsverwaltern oder den Verwaltungen überhaupt ,gut ankommen“⁹. Zu ergänzen seien all diese Herangehensweisen noch mittels einer „Sozialgeschichte der Probleme, Objekte und Denkwerkzeuge“,¹⁰ was allerdings nur kollektiv zu leisten sei.

Bourdieu's Anspruch geht so weit, auch die unbewußten Interessen objektivieren zu wollen, die die Forschenden in ihrer spezifischen Position an den von ihnen ausgewählten Objekten haben. Er warnt ausdrücklich davor, die Reflektierenden von solch einer Objektivierung auszunehmen. Es bestehe immer die Gefahr, daß der Gebrauch der Metaebene lediglich den Zweck erfülle, andere WissenschaftlerInnen zu objektivieren, nicht aber sich selbst. Es sei der Neigung entgegenzuarbeiten, „aus der Soziologie eine Waffe in den feldinternen Kämpfen zu machen statt ein Instrument zur Erkenntnis dieser Kämpfe, also des erkennenden Subjekts, das, was immer es tut, doch immer in diese Kämpfe verwickelt bleibt“¹¹.

Bourdieu's Konzeption wird in der deutschsprachigen Soziologie bislang kaum rezipiert, wohl nicht zuletzt deshalb, weil dieser sie ausdrücklich als noch zu erbringenden Teil einer gesellschaftspolitisch intervenierenden Wissenschaft verortet. Entsprechende Auseinandersetzungen finden sich lediglich in der Kulturanthropologie, in jüngster Zeit aber verstärkt auch in der Frauen- und Geschlechterforschung, namentlich durch die Soziologin Sabine Hark und die Literaturwissenschaftlerin Evelyn Annuß.

In ihrem Aufsatz *Umstrittene Wissensterritorien* verweist Hark in Anlehnung an Bourdieu auf die Notwendigkeit eines reflexiven Programms, um Feminismus und Queer Theory als emanzipative Wissenschaften betreiben zu können. In ihrer diskursanalytischen

⁸ Bourdieu, „Die Praxis der reflexiven Anthropologie“, in: Bourdieu/Wacquant, a.a.O., S. 262.

⁹ Ebd., S. 273.

¹⁰ Ebd., S. 271.

¹¹ Ebd., S. 288.



Herangehensweise weist sie ausdrücklich darauf hin, daß sich ein solcher Anspruch nicht in hehren Proklamationen erschöpfen dürfe, daß beide Theorieströmungen nicht dem Glauben verfallen dürften, "den Willen zum Wissen von seiner modernen und intrinsischen Beziehung zur Macht befreit"¹² zu haben. In ihrer Kritik fokussiert sie sich auf die Gefahren, die sich aus der Transformation von „bewegungsnahen“ Theorien in wissenschaftliche Teildisziplinen ergeben. So habe die Queer Theory eine vom Feminismus abgetrennte Untersuchungsperspektive für sich reklamiert, die einer „Territorialisierung“ des Wissens Vorschub leiste. Hark fordert für beide Strömungen, sich nicht aus einem kritischen Dialog mit den der akademischen Richtung zugrundeliegenden Bewegungen zurückzuziehen und die Produktionsbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnis kritisch zu reflektieren. Ohne eine reflexive Praxis, die insbesondere die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Präkonstruktionen berücksichtige, werde die selbstgestellte Aufgabe, "einen nicht-normalisierenden Horizont zu konstruieren"¹³ nicht zu erfüllen sein. Als Ziel für Queer Theory und Feminismus formuliert sie "die sich gegenseitig durchdringende Reflexion [...] um methodologische und 'gegenständliche' Abschottung immer wieder in Frage zu stellen, [...] als eine Praxis der demokratischen Verknüpfung verschiedener Wissensformen, die selbstkritisch mit ihren eigenen Machtansprüchen und dem von ihnen produzierten Sinn umgehen, um damit tatsächlich eine Transformation dieser letzten Bastion feudal-maskulinistischer Dominanz und Ignoranz herbeizuführen, ohne uns in die Fangarme des globalisierten Konkurrenz-Kapitalismus zu treiben"¹⁴.

Harks Ausgangspunkt ist dem von Bourdieu sehr ähnlich. Auch sie ist daran interessiert, die eigenen Instrumente zur Erreichung emanzipativer gesellschaftlicher Ziele zu verbessern. Auch sie vertritt, daß dies nur gelingen kann, wenn die in der Frauen- und Geschlechterforschung seit jeher präsenannte wissenschaftskritische Haltung nunmehr auch auf die eigene Praxis angewandt wird. Wie dies konkret geschehen könnte, deutet Hark kaum an. Über (gleichwohl sinnvolle) Postulate kommt sie kaum hinaus.

Dieses Problem vermag auch Evelyn Annuß nicht zu beheben. Aber indem sie sich an einer partiellen Feldanalyse versucht, die sie als Vorstufe einer noch zu leistenden „Soziologie der Geschlechterforschung“¹⁵ begreift, bewegt sie sich wesentlich näher am Gegenstand ihrer

¹² Sabine Hark, „Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexivität als Programm“, in: Ursula Ferdinand/Andreas Pretzel/Andreas Seeck (Hg.), *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 14.

¹³ Ebd., S. 20.

¹⁴ Ebd., S. 22.

¹⁵ Evelyn Annuß, „Grenzen der Geschlechterforschung“, in: *Feministische Studien* 1, 1999, S. 97.



Kritik.¹⁶ Annuß faßt den eine kritische Reflexion notwendig machenden Wandel der Frauen- und Geschlechterforschung wie folgt: „Was ursprünglich als feministische Wissenschaftskritik innerhalb der einzelnen Disziplinen antrat, hat sich zum ausdifferenzierten, interdisziplinären Wissenschaftsfeld gemausert und unterliegt - wie alle anderen auch - den üblichen internen und externen Marktbedingungen.“¹⁷ Sie sei somit in ein Stadium eingetreten, in der sich ihr wissenschaftskritischer Anspruch nicht mehr darin erschöpfen könne, die Geschlechtsblindheit des wissenschaftlichen Mainstreams zu thematisieren. Vielmehr müsse auch das „gesellschaftlich Unbewußte“¹⁸ des eigenen Felds in den Blick genommen werden. Annuß' entsprechender Versuch orientiert sich im wesentlichen am Verlauf der deutschsprachigen Butler-Debatte, hinter der sich eben nicht nur generationenspezifische, sondern „manifeste Kämpfe um die Hegemonie innerhalb eines im Umbruch befindlichen Wissenschaftsfeldes“¹⁹ verbergen. Im Zuge der zunehmenden Etablierung von Frauen- und Geschlechterforschung und des Stellenabbaus im Hochschulbereich sei es zu einer verschärften Konkurrenzsituation auch unter Frauen gekommen. Die damit notwendigen Ausschließungsmechanismen seien über zunehmende inhaltliche Differenzierung und Abgrenzung gestützt worden. Folge sei ein zunehmender "Innovations- und Professionalisierungszwang gerade für die 'jüngere Generation'“²⁰ Der Butler-Boom habe dann den ohnehin nur noch brüchigen Frieden innerhalb des Forschungszweigs infrage gestellt und insbesondere der queer theory als Rahmen des "Neuen" zum Aufschwung verholfen. Diese habe sich insbesondere deshalb angeboten, weil mit ihr ein legitimierender Rekurs auf eine außerakademische soziale Bewegung möglich gewesen sei. Die bereits Etablierten hätten dies nicht zuletzt auch deshalb als Bedrohung auffassen müssen, weil die Verschiebung hin zur Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht einen Wechsel der Leitdisziplinen von sozialwissenschaftlichen zu im weitesten Sinne kulturwissenschaftlichen nach sich gezogen habe.

Die Ansätze von Hark und Annuß verdeutlichen, daß sich durch den Rückgriff auf Bourdieus Reflexivitätskonzeption auch in wissenschaftskritischen Feldern wie der Geschlechterforschung systematisch ein gesellschaftlich Unbewußtes zum Vorschein bringen läßt, das in bisweilen deutlichem Widerspruch zu den subjektiven Intentionen der Forschenden steht. In einem

¹⁶ Dieser Umstand scheint die Rezeption ihrer Analyse nicht gerade befördert zu haben, denn diese fällt im Vergleich zu Hark noch schwächer aus.

¹⁷ Annuß, „Umbruch und Krise der Geschlechterforschung. Judith Butler als Symptom“, in: *Das Argument* 216, 1996, S. 506.

¹⁸ Ebd., S. 518.

¹⁹ Ebd.



zentralen Punkt aber ist Bourdieu sicherlich zu revidieren. In der Vorstellung, die „Verzerrungs“faktoren wissenschaftlichen Wissens überwinden zu wollen, ist eine Perspektive angelegt, die Reflexivität in den Dienst eines linear auf das Ziel von Objektivität gerichteten Prozesses stellt. Verzerrung von Wissen erscheint hier als im Wissenschaftsbetrieb zukünftig zu vermeidender Betriebsunfall, als wissenschaftstheoretisch potentiell beherrschbares Risiko. Wir gehen demgegenüber davon aus, daß Erkenntnis immer perspektivisch ist, die gesellschaftliche Positionierung des forschenden Subjekts und damit auch die seines Wissens nicht überwindbar ist.²¹ Wir halten diese Perspektivität, die sich etwa aus den grundlegenden Zugehörigkeiten zu einem/r bestimmten Geschlecht/Milieu/Ethnie/Generation (aber auch für solche von Bourdieu nicht thematisierte Kategorien wie z.B. sexuelle Orientierung) ergeben, für letztlich nicht „überwindbar“. Wir gehen davon aus, daß Wissen immer kontext- bzw. „sinsverbunden“ (Karl Mannheim) ist. Kritik kann in dieser Hinsicht also nicht bedeuten, zu beanstanden, daß überhaupt eine bestimmte Perspektive eingenommen wird. Kritik müßte eher bewerkstelligen, die Perspektivität einer jeweiligen Erkenntnis herauszuarbeiten, da dies oft genug von den Forschenden selbst nicht geleistet wird.²² Die jeweiligen 'blinden Flecken' einer spezifischen Perspektive wären zu verdeutlichen, ohne sie dadurch zwingend abzuwerten. Wir wenden uns dementsprechend auch dagegen, bestimmten Perspektiven eine höhere Wertigkeit zuzusprechen,²³ wengleich die gesellschaftlichen Machtbeziehungen zwischen den entsprechenden sozialen Positionen immer mitreflektiert werden müssen. Ebenso wenig geht es uns darum, eine ‚relativistische‘ Position einzunehmen, die zwischen den Perspektiven keine Vermittlung mehr zuläßt, die also pseudotolerant alle möglichen Perspektiven nebeneinander stellt, anstatt sie kritisch aufeinander zu beziehen.

Reflexivität wird von uns auf insgesamt drei Ebenen gefaßt. Erstens im „klassischen“ Sinne kritischer Wissenschaft, die eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Geschichte der Probleme, Methoden und Denkwerkzeuge einer (Sub-)Disziplin verbindet. Zweitens im Sinne einer wissenschaftshistorischen Herangehensweise, die die Entwicklung spezifischer wissenschaftlicher Felder detailliert untersucht. Und drittens in einer Perspektive,

²⁰ Ebd., S. 520.

²¹ An diesem Punkt verläuft auch die zentrale Konfliktlinie zwischen Bourdieu und den kulturanthropologischen Reflexivitätsansätzen. Vgl. Bourdieu, „Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität“, a.a.O., S. 365-374 sowie Renato Rosaldo, *Culture and Truth. The Remaking of Social Analysis*, Boston 1993.

²² Der Umgang mit dieser Perspektivität wird vor allem in quer zu den Disziplinen liegenden Forschungsfeldern (wie z.B. der Geschlechterforschung) erprobt und reflektiert, zumal dann, wenn sich in solchen Feldern lokalisierte Institutionalisierungsformen einem transdisziplinären Anspruch verpflichtet sehen. Für erste Erfahrungen im Studiengang Gender Studies an der HU Berlin vgl. Astrid Deuber-Mankowsky, „Einübungen in den Wechsel von Perspektiven“, in: *ZiF-Bulletin 19, 1999, S. 90-94.*



die einen kritischen Blick auf die wissenschaftliche Praxis selbst wirft und darin die gesellschaftliche Situiertheit des Individuums, seine Position im Feld der eigenen Disziplin sowie wiederum deren Position im gesamten akademischen Feld reflektiert.

Das Feld der Männerforschung in der Frühphase der Institutionalisierung

Die Männerforschung zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu beleuchten, heißt, sie in der Frühphase ihrer Institutionalisierung in den Blick zu nehmen. Die bedeutendste wissenschaftspolitische Fragestellung der Forschenden selbst lautet: Wie kann es der Männerforschung gelingen, sich als akademisch wie gesellschaftlich anerkannter Forschungsbereich zu formieren? Doch schon diese Frage wird kaum gemeinsam oder gar öffentlich diskutiert, sondern lediglich zwischen einzelnen ForscherInnen, allenfalls noch in Forschungsgruppen. Insofern bleiben die dort generierten Strategien immer auch den unmittelbaren Interessen der Beteiligten unterworfen. Über diese Ebene hinausgehend wollen wir im folgenden darstellen, welchen strukturellen Rahmenbedingungen ein solcher Formierungsversuch unterliegt.

In der Verwendung von „Feld“ als Analysekategorie greifen wir abermals auf Bourdieu zurück. Er ist auf diese Weise bestrebt, sowohl die Differenziertheit gesellschaftlichen Handelns zu beschreiben, als auch die den einzelnen Feldern innewohnenden Kräfteverhältnisse und Kämpfe. Er unterscheidet dabei grundlegend vor allem vier Felder sowie - analog dazu - Formen von Kapital: ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches. Die Verfügungsgewalt über eine spezifische Form von Kapital ist dabei zentral für die Handlungschancen, die AkteurInnen innerhalb des jeweiligen Feldes besitzen. Jede dieser Kapitalformen verfügt über ihre eigene Logik, aber auch über die Möglichkeit, in eine andere Form überführt zu werden. Die Struktur eines Feldes ist im wesentlichen durch die Kapitalverteilung bestimmt, um kapitalstarke AkteurInnen herum entstehen Machtzentren. Die Prozesse innerhalb der Felder begreift Bourdieu als Kämpfe um Veränderung und Erhalt der jeweiligen Machtverhältnisse. Letztlich besteht in funktional differenzierten Gesellschaften der gesamte soziale Kosmos aus relativ autonomen Feldern, wobei sich die AkteurInnen immer in einer Vielzahl von Feldern gleichzeitig bewegen. Die Feldgrenzen sind nicht statisch, auch das Verhältnis der Felder zueinander ist fortlaufend Veränderungen unterzogen. Felder verfügen zwar über Subfelder, sie sind aber nicht vollständig in „Bestandteile“ zu zerlegen. Jede Ebene gehorcht einer eigenen

²³ etwa im Sinne einer Bevorzugung der Perspektive von Frauen in der Erforschung von Frauen oder derer von



Logik. Dies spiegelt sich in der Existenz feldspezifischer Kapitalsorten wider, die immer Mischformen der vier Basiskapitalien darstellen. Felder existieren allerdings nie a priori, sondern erst infolge einer empirischen wie theoretischen Konstruktion.²⁴ In jedem wissenschaftlichen Subfeld – etwa dem Feld der Soziologie - existieren nach Bourdieu zwei grundlegende Arten von Macht und damit auch von Kapital. Auf der einen Seite eine wissenschaftspolitisch institutionalisierte Machtformation, die vor allem durch die Besetzung von Stellen bzw. Gremien und der damit verbundenen Verfügung über (Re)Produktionsmittel gekennzeichnet ist. Ihr gegenüber steht eine schwach institutionalisierte, weil nur auf der fachlichen Anerkennung durch andere ForscherInnen beruhenden, wissenschaftliche Macht. Während das institutionalisierte Kapital vor allem durch politische Strategien akkumuliert wird, beispielsweise durch das Mitwirken in akademischen Gremien, Kommissionen oder Preisgerichten, ist das wissenschaftliche Kapital nur durch anerkannte Beiträge zur Weiterentwicklung der Wissenschaft selbst zu erlangen, also mittels Theoriebildung und entsprechenden Veröffentlichungen. Während sich die bewußte Übertragung wissenschaftlichen Kapitals an andere Personen sehr schwierig gestaltet, ist die strategische Weitergabe institutionalisierten Kapitals auf bürokratischem Wege relativ leicht zu regeln. Und während sich wissenschaftliches Kapital nur langfristig und nur sehr schwer in institutionalisiertes Kapital umwandeln läßt, ist es für den Besitzer der wissenschaftspolitischen Macht wesentlich leichter, in die Verteilungsstruktur wissenschaftlichen Kapitals zu seinen Gunsten einzugreifen - etwa über die gezielte Vergabe von Geld- und Sachmitteln.²⁵

Welche Strukturen aber bildet nun das Feld der Männerforschung aus? Die detaillierte Beantwortung dieser Frage bedürfte - auch bei einem derart jungen Feld - einer aufwendigen empirischen Untersuchung, die (regelmäßig) zu leisten wesentlicher Bestandteil eines reflexiven Prozesses sein müßte. An dieser Stelle kann lediglich ein deutlich vereinfachtes Grundgerüst dargestellt werden. Der kleinste gemeinsame Nenner – und damit auch die äußere Grenzziehung des Feldes – bildet die Erforschung von Männern als Geschlechtswesen sowie Männlichkeit als sozialer Konstruktion. Dieser Gegenstand macht die spezifische wissenschaftliche Kapitalformation des Feldes aus. Alle WissenschaftlerInnen, die mit diesem Gegenstand befaßt sind, können somit als Teil des Feldes Männerforschung gefaßt werden. Ebenso alle – hier allerdings nur ansatzweise vorzufindenden – Institutionen und Organisationen.

Männern in der Erforschung derselben.

²⁴ Vgl. zur Feldtheorie Bourdieu/Wacquant, a.a.O., S. 124-147; zur Kapitaltheorie Bourdieu, *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 1992, S. 49-79

²⁵ Vgl. Bourdieu, *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1998, S. 26-38



Um unsere Feldanalyse schärfer konturieren zu können, werden wir das Feld der Männerforschung eingegrenzter konstruieren. Männerforschung wird im folgenden als Forschung von Männern über Männer und Männlichkeit verstanden. Wissenschaftlerinnen mit demselben Gegenstandsbereich – deren zahlenmäßiger Anteil bislang ohnehin relativ gering ausfällt – werden hingegen dem Feld der Frauen- und Geschlechterforschung zugeordnet. Dieses Vorgehen dient dazu, die gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Hauptkonfrontationslinien klarer hervortreten zu lassen, denn diese machen sich nicht selten am Geschlecht der Forschenden fest. Wir sind uns der Problematik bewußt, mit solch einer Feldkonstruktion möglicherweise dazu beizutragen, Strukturen diskursiv fortzuschreiben, die wir selbst für fragwürdig halten: die Tendenz zur Kopplung von Forschungssubjekt und –objekt in der Männerforschung. Demgegenüber lautet der von uns bevorzugte – aber noch kaum diskutierte geschweige denn gebräuchliche - Terminus „Männlichkeitsforschung“, denn mit ihm wird lediglich auf den Gegenstandsbereich Bezug genommen (und dieser über „biologische Männer“ hinaus noch erweitert), nicht aber auf das Geschlecht der Forschenden.

Im Feld dominieren weiße, heterosexuell und aus der Mittelschicht stammende Männer. Diese sozialen Positionierungen wirken sich in einem Übergewicht von Forschungsperspektiven aus, in denen die untersuchten Männer den Forschenden sozialräumlich eher nahe stehen. Aufgrund einer problematischen Analogie zur Frauenforschung kann die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht in Teilen des Feldes als wissenschaftlich-symbolisches Kapital im Sinne einer privilegierten Erkenntnisposition eingesetzt werden, ebenso ein direkter Bezug auf die sog. „Männerbewegung“. Disziplinär dominieren die Sozialwissenschaften deutlich, sowohl was die Zahl der Forschenden angeht, als auch bezogen auf die theoretische Hegemonie. In letzterem Punkt unterscheidet sich das Feld der Männerforschung deutlich von dem der Frauen- und Geschlechterforschung. Kulturwissenschaftliche und vor allem diskurstheoretische Ansätze werden in der Männerforschung kaum diskutiert bzw. rezipiert – um so weniger, je näher ein Forscher der „Männerbewegung“ steht oder sich auf entsprechende Praxisfelder bezieht. Männerforschung stellt – analog zur Frauen- und Geschlechterforschung - einerseits ein multidisziplinäres Feld dar, sie nimmt andererseits aber immer auch eine spezifische Position innerhalb der Fachdisziplinen ein. Sie ist in diesem Verhältnis in einem double bind gefangen. Einerseits erneuert sie den von der Frauenforschung erhobenen Vorwurf der Geschlechtsblindheit und unterliegt infolge dieser Artikulation auch der bestens eingeübten Abwertung durch den Mainstream. Andererseits ist sie um Akzeptanz bemüht, da die Fachdisziplinen inneruniversitär über den besten Zugang zu ökonomischem Kapital verfügen.



Der Grad ihrer disziplinären Verankerung ist indes recht unterschiedlich ausgeprägt. Innerhalb der Naturwissenschaften wird man vergeblich nach ihr suchen. Für die Sozial- und Geisteswissenschaften aber kann davon gesprochen werden, daß die Männerforschung zwar eine marginalisierte Position einnimmt, als legitimer Forschungsbereich zumindest aber „akzeptiert“ wird.

Strukturell eng, aber offenkundig konfliktträchtig verbunden ist sie mit dem Feld der Frauen- und Geschlechterforschung, auch auf der Ebene der jeweiligen Subdisziplinen. Ein Großteil der Männerforscher merkt kritisch an, daß sich die Geschlechterforschung bislang der Untersuchung von männlichen Lebensweisen weitgehend verschließe, der aus der Frauenforschung übernommene Anspruch einer Verknüpfung des Geschlechts von Forschungsobjekten und -subjekten zu einer latenten Ausgrenzung von Männerforschern geführt habe. In entgegengesetzter Richtung steht zumeist die Abwehr dieser Vorwürfe im Vordergrund, verbunden mit einer Kritik an der Aura des „Neuen“, die Männerforscher ihrem Gegenstandsbereich beständig zu verleihen suchten. Worüber öffentlich seltener gesprochen wird, ist die handfeste Konkurrenz um Forschungsmittel und akademische Karrierewege. Für die Frauen- und Geschlechterforschung besteht die Gefahr, daß sie einen Teil ihrer bisherigen Ressourcen an die Männerforschung einbüßt. Bei einer Integration der Männerforscher stünde sie zudem vor dem Problem, ihr System der Kopplung von Frauenforschung und akademischer Frauenförderung umbauen zu müssen.²⁶ Aus Sicht der Männerforschung wiederum besteht die Notwendigkeit, auf die Frauen- und Geschlechterforschung zuzugehen, da ein Großteil des potentiell verfügbaren ökonomischen Kapitals in deren Einflußbereich gebunden ist.

In welchem Grade dieses Konkurrenz- und Abhängigkeitsverhältnis zu institutionellen Abgrenzungen und Einbindungen in die Frauen- und Geschlechterforschung führen wird, kann derzeit noch nicht vorausgesagt werden. Denn die Genese eines wissenschaftlichen Feldes vollzieht sich in einer komplexen (inner- wie außerwissenschaftlichen) Struktur. Wolf Lepenies hat mit einem am Beispiel der Soziologie entworfenen Modell drei Ebenen benannt, auf denen sich im Zuge der Institutionalisierung eine Form von disziplinärer Identitätsbildung vollziehen muß: kognitiv, historisch und sozial.²⁷ Dieser Ansatz kann unseres Erachtens ebenso in der

²⁶ Vgl. Annuß, „Grenzen der Geschlechterforschung“, a.a.O., S. 95ff. sowie Ulla Bock/Hilge Landweer, „Frauenforschungsprofessuren. Marginalisierung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften?“, in: *Feministische Studien* 1, 1994, S. 102ff. Annuß, Bock und Landweer vertreten dabei keineswegs die Ansicht, daß die Notwendigkeit einer akademischen Frauenförderung obsolet geworden sei.

²⁷ Vgl. Wolf Lepenies, „Einleitung“, in: Ders. (Hg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Frankfurt a. M. 1981, S. I



Analyse von Forschungsbereichen angewandt werden, die quer zu den Disziplinen liegen und innerhalb dieser zugleich den Status von Subdisziplinen einnehmen.

Dabei meint Herausbildung einer kognitiven Identität den Entwurf eines Theorie- oder Methodenprogramms, das von bereits vorhandenen oder ebenfalls neu entstehenden Konkurrenzprogrammen unterschieden werden kann. Für die Männerforschung als multidisziplinärem Feld geht es weniger darum, ein einheitliches theoretisches oder methodisches Programm zu entwerfen. Männerforscher können lediglich darauf aufmerksam machen, daß Männer bzw. Männlichkeit als gesellschaftlich überaus relevante Akteure bzw. soziale Konstruktion zu begreifen sind, die bislang innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung zwar zumeist mitgemeint, aber doch selten explizit erforscht wurden. Eine historische Identität dient der Konstruktion einer disziplinären Vergangenheit, auf die sich alle Angehörigen des Feldes berufen können. Diese dient der Festschreibung der Grenzen des Feldes, nicht nur zur Abgrenzung von Konkurrenzdisziplinen, sondern entweder, um „illegitime“ Forschungsgegenstände auszugrenzen, oder aber um die „Einheit“ des Forschungsbereichs gegenüber einer frühzeitigen Tendenz zur Binnendifferenzierung abzusichern. Eine solche historische Identität kann die deutschsprachige Männerforschung in der Regel nur im Rückgriff auf die anglo-amerikanischen Men's Studies konstruieren, die sich in den achtziger Jahren zu institutionalisieren begannen und deren Theorievorsprung gegenüber der deutschsprachigen Diskussion beträchtlich ist. Eine Binnendifferenzierung im Sinne der Herausbildung unterschiedlicher Theorieschulen ist bislang nur in Ansätzen zu beobachten. Tiefgreifende Differenzen werden mutmaßlich erst dann öffentlich thematisiert werden, wenn der Kampf um die Institutionalisierung eines gemeinsamen Forschungsfelds gegenüber der Verteilung der damit erschlossenen Ressourcen in den Hintergrund tritt.

Eine soziale Identität stellt sich über Formen der organisatorischen Stabilisierung des Felds her. Davon ist die Männerforschung noch weit entfernt. An den Universitäten ist sie kaum verankert, es existiert kein einziger entsprechender Lehrstuhl, ebensowenig eine wissenschaftliche Zeitschrift. In keiner einzigen akademischen Standesorganisation hat sie bislang den Status einer Sektion erreichen können. Es bestehen lediglich zwei Netzwerkstrukturen, der „AK Kritische Männerforschung“ sowie der „Arbeitskreis für interdisziplinäre Männerforschung“. Die Erforschung von Männern und Männlichkeiten wird auf professoraler Ebene von ForscherInnen ohne entsprechende Denomination gestützt, nicht selten aber sind akademischer Mittelbau und Studenten auf sich allein gestellt. Ein bedeutender Anteil der Forschungsvorhaben wird



außeruniversitär bearbeitet²⁸. Die Möglichkeiten der Akkumulation wissenschaftlichen Kapitals sind demnach noch sehr beschränkt.

Die Herausbildung einer sozialen Identität ist nicht zuletzt an die Verfügung über materielle Ressourcen gebunden. Diese werden in der Regel zwar zu großen Teilen innerhalb der Akademie erschlossen, dennoch bleibt zu fragen, welche politischen (und - damit heute untrennbar verknüpft – auch öffentlich-medialen) Bedingungen es braucht, um ein neues Forschungsfeld zu formen. Grundlegend ist dabei die Geltendmachung und Legitimierung einer (neuartigen) Problemstellung, vor allem aber die gesellschaftliche Durchsetzung einer solchen Perspektive. Diese ist seit dem Aufkommen der Neuen Sozialen Bewegungen nicht selten maßgeblich durch diese geleistet worden, beispielsweise im Wechselverhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung. Eine Männerbewegung aber, deren politische Ziele gesamtgesellschaftlich wahrgenommen worden wären, existierte im deutschsprachigen Raum zu keinem Zeitpunkt.

Die Massenmedien beachten die Männerforschung noch mit geringem, aber durchaus wachsendem Interesse, bisweilen zeigen sie sich allerdings enttäuscht, weil die angesprochenen Wissenschaftler das Bedürfnis nach einem Counterpart zur Frauenforschung nicht befriedigen wollen. Doch auch jenseits einer direkten Popularisierung oder Demontage von Männerforschung üben die Medien Einfluß auf diese aus. Durch ihre Themensetzung befördern sie bestimmte Forschungszweige, andere wiederum hemmen sie. So hat etwa der sich in den 90er Jahren stark ausbreitende Diskurs über Jugendgewalt dazu beigetragen, das Untersuchungsfeld „Männlichkeit, Kriminalität und Gewalt“ zu stärken.

Soziale Bewegungen und Medien können aber immer nur Vermittlungsinstanzen sein, die ein „Mehr“ an Kapitalzugriff befördern. Letztlich bilden politische Parteien und Ministerialverwaltungen die zentralen außeruniversitären Instanzen für die Verteilung von Forschungsgeldern. In bestimmten, noch eng eingegrenzten Politikfeldern und Ressorts (Frauen, Familie, Bildung/Erziehung) hat die Männerforschung bislang Fürsprecherinnen finden können. In ihrer Binnenstruktur befördert dies allerdings eine tendenzielle Dominanz ressortspezifisch eingeschränkter Themensetzungen: Männlichkeit und Gewalt; Väter und ihre Bereitschaft zur Teilzeitarbeit, zur Inanspruchnahme von Erziehungsurlaub sowie der Übernahme von Familienarbeit; (Sozial-)Pädagogische Arbeit mit Jungen. Jenseits der Frage des Zugangs zu spezifischen Ressorts sind für die inhaltliche Ausrichtung der Männerforschung aber auch die jeweiligen politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen von entscheidender Bedeutung.

²⁸ etwa am Berliner „Institut für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung“ (IAIZ) um den



Das heraufziehende „Ende des männlichen Normalarbeitsverhältnisses“ befördert den Themenkomplex „Männlichkeit und Erwerbsarbeit“ sicherlich entscheidend. Das gleichzeitige Festhalten am Leitbild Familie aber induziert eine Männerforschung, in der Nicht-Väter und homosexuelle Männer nur selten Gegenstand von (öffentlich geförderter) Forschung sind. Das Verhältnis der Männerforschung zu Medien und Politik macht derzeit nur einen geringen Anteil an der Dynamik des Feldes aus, zumal hier bislang nur wenige Wissenschaftler über das soziale Kapital entsprechender Beziehungen verfügen. Solche Beziehungsgeflechte werden aber zunehmend an Bedeutung gewinnen, da es bei der gegenwärtigen Ressourcenlage an den Hochschulen kaum möglich sein wird, ohne Einflußnahmen von außen zu spürbaren Institutionalisierungsschritten zu kommen.

Kategorien der Differenzierung - Idealtypen von Männerforschern

Auch wenn die Männerforschung ein noch ein relativ überschaubares Feld darstellt, auch wenn der Grad ihrer Institutionalisierung noch relativ gering ist, so bildet sie doch längst keine homogene Einheit mehr. Zugänge, Interessen und Ansätze von Männerforschern differieren bisweilen beträchtlich. Diese Differenzen werden innerhalb des Feldes durchaus wahrgenommen, sind aber selten Gegenstand offener Auseinandersetzung. Dies dürfte sich zukünftig in dem Maße ändern, in dem eine Institutionalisierung erfolgreich verlaufen und die Verteilung von Ressourcen stärker in den Vordergrund geraten wird. Gleichzeitig wird eine „Verwissenschaftlichung“ - die wir angesichts der Geschichte der Frauenforschung für die wahrscheinlichste Entwicklung halten – eine Tendenz befördern, den Kanon legitim zu diskutierender Kategorien zunehmend einzuschränken. Fragen der Theoriebildung und akademischen Institutionalisierung werden die Diskussion „außerwissenschaftlicher“ Aspekte deutlich überlagern. Eine reflexive Herangehensweise muß diesen nur scheinbar außerhalb der Wissenschaft liegenden Faktoren ihre besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen. Die Chancen für die Bereitschaft einer Reflexion dieser Faktoren erscheinen uns beim gegenwärtigen Stand der Institutionalisierung noch relativ hoch.

Im folgenden werden wir vier Idealtypen von Männerforschern entlang von insgesamt acht Kategorien charakterisieren. Dieser Versuch zielt einerseits darauf ab, der Differenziertheit



der Zugänge und Interessen von Männerforschern durch die Einführung relevanter²⁹ Unterscheidungskriterien gerecht zu werden. Andererseits wollen wir aber auch denkbare Zusammenhänge zwischen den Kategorien verdeutlichen. Dies kann nur gelingen, wenn wir die im Feld vorfindliche Komplexität reduzieren, unsere Darstellung zuspitzen. Die Bildung von Idealtypen ist in diesem Kontext zu sehen. Unser Vorgehen darf nicht in dem Sinne mißverstanden werden, als daß wir damit versuchten, „reale“ Männerforscher abzubilden. Kein Männerforscher wird sich in unseren Idealtypen in Gänze wiederfinden. In jedem von ihnen bildet sich ein - oft auch widersprüchliches – Konglomerat aus Teilen der Idealtypen ab. In der *Bedeutung des eigenen Geschlechts* steht die Frage im Vordergrund, wie die einzelnen Typen den Einfluß ihres Geschlechts auf die Erforschung von Männern begreifen. Mit der Kategorie *Relevanzausrichtung* wird nach der oder den primären Zielgruppe(n) der Forschung gefragt. Während *Problemdefinition und Untersuchungsgegenstand* klären soll, welche Legitimation die einzelnen Typen für ihre Forschung heranziehen und wie sich dies auf ihren Untersuchungsgegenstand auswirkt, leuchtet *Disziplinierung* aus, inwieweit sich die eigene Arbeit auf die Herkunftsdisziplinen bezieht. *Theorieorientierung* soll zeigen, an welchen (meta-)theoretischen Debatten sich die einzelnen Fraktionen orientieren, *Verhältnis zum Feminismus* über theoretische Orientierungen hinaus auch das Verhältnis zum politischen Gehalt dieses Projekts verdeutlichen. Mit *Repräsentation* soll eingeführt werden, inwieweit sich die einzelnen Fraktion an den kulturellen Konventionen des Wissenschaftsbetriebs orientieren, mit *Organisierung* aufgezeigt, welche Institutionalisierungswege jeweils präferiert werden.³⁰

²⁹ Dabei handelt es sich keineswegs um eine Gesamtheit aller relevanter Kategorien. Über die hier untersuchten hinaus ließen sich noch weitere anführen, die aber nur infolge einer qualitativ-empirischen Untersuchung zu füllen wären (z.B. der Habitus der Forschenden). Alle hier ausgeführten Kategorien könnten mittels einer solchen Analyse erheblich vertieft werden.

³⁰ Die entsprechenden Ausführungen haben wir aus Platzgründen nicht in dieses Paper übernommen, sie finden sich im Originalbeitrag auf den Seiten 26-34. Für einen ersten Überblick sollte die Tabelle genügen.



1	Der bewegte Männerforscher	Der geschlechtslos e Geschlechter- forscher	Der postmoderne Männlichkeits- forscher	Der junge Berufsmann
Eigenes Geschlecht	Auslöser, Motiv, Identität	Kontrollierbar, irrelevant	theoretisch komplex, irrelevant	oft reflektiert, teilw. wie der „bew. Männerforscher “
Relevanz- ausrichtung	Männerbewegun g	wissenschaftsin tern	Gesellschaft	Männerszene
Problem- definition	Probleme der Männer	Pragmatisch / Männer als Problem	komplex / Männer als Problem	Probleme der Männer als Problem
Diszipli- nierung	undiszipliniert, Sozialwissensch aften	(inter-)disziplinär, Geisteswissens chaft	transdisziplinär, Kulturwissensch aft	noch undiszipliniert, Sozialpädagogi k
Theorie- orientierung	Rollentheorie, Sex/ Gender, Psychoanalyse	Konstruktivistisc h, ansonsten fachspezifisch	poststrukturalisit sch, dekonstruktivisti sch	unspezifisch
Verhältnis zum Feminismus	separatistisch	Konkurrierend	theoriebezogen exklusiv	tendenziell separatistisch
Organi- sierung	homogen, Wissenschaft & Praxis	mit Frauen, nur Wissenschaft, Karriere	Bündnisse, Queerbeet, teilw. politisch	homogen, Wissenschaft & Praxis



Das Projekt einer reflexiven Männerforschung

Wir begreifen unseren Beitrag als den Versuch, einen unabschließbaren Prozeß zu initiieren: die kollektive und kontinuierliche Reflexion der zu Männern und Männlichkeiten Forschenden über die Bedingungen ihrer Wissensproduktion³¹. Wenn dieser sich nicht einfügt in eine breiter angelegte Diskussion, in die auch andere Anstrengungen eingebracht werden, wird dieser Schritt wirkungslos bleiben. Welche Bereiche aber könnten weitere Diskussionsbeiträge abdecken? Welche Bedingungen wären einer solchen Diskussion förderlich? Und welche Voraussetzungen bringt die Vielfalt der ForscherInnen dafür mit? Dazu abschließend einige Anmerkungen und Vorschläge:

Es erscheint uns unabdingbar, daß die Kommunikation unter den Forschenden verbessert werden muß, und dies auf einer möglichst breiten und leicht zugänglichen Basis. Momentan scheint sich in der Männerforschung eher eine Untugend des wissenschaftlichen Mainstreams zu etablieren: Informationen zirkulieren vorwiegend als privilegiertes und privilegierendes Gut in personalen Netzwerken. Diese Reproduktion von Wissenschaft als „Zunftwesen“ erscheint aber nicht nur patriarchalisch, sondern auch hinter der gegenwärtigen nachholenden Modernisierung des deutschen Wissenschaftssystems zurückzubleiben. Männerforschung sollte sich deshalb an der offeneren Architektur und den *weak ties* der Informationsgesellschaft orientieren.³²

Eine verstärkte Reflexion über Männerforschung wird nur dann möglich sein, wenn sich dieses Forschungsfeld zunehmend institutionell stabilisiert. Wissenschaftliche Vereinigungen und Netzwerke sind aber nur dann wünschenswert, wenn sie eine Departementalisierung der Männerforschung vermeiden und somit eine inter- oder transdisziplinäre Ausrichtung des Feldes gewährleisten. Darüber hinaus muß die vor allem in den bewegungsorientierten Traditionslinien angelegte Wissenschaftskritik als nützliche Herausforderung betrachtet werden. Nur wenn diese kritische Distanz zur etablierten Wissenschaft als positiver - wenn auch nicht immer produktiver - Beitrag zur Diskussion um die Ausrichtung von Männerforschung akzeptiert wird, ist ein reflexives Projekt denkbar.

Neben einer Diskussion über unsere – oder alternative – Versuche sowohl der Idealtypisierung als auch der Darstellung der strukturellen Rahmenbedingungen von Männerforschung bedarf es entsprechender empirischer Detailstudien, die der Komplexität des Gegenstands gerecht werden

³¹ Das Projekt einer „Reflexiven Männerforschung“ bezieht Wissenschaftlerinnen – im Unterschied zur Konstruktion des Feldes „Männerforschung“ – ausdrücklich mit ein.

³² Erste Ansätze sind hier durchaus zu finden. Vgl. die Angebote des „AK Kritische Männerforschung“ (<http://www.menstudy.de>) sowie des „Arbeitskreises für interdisziplinäre Männerforschung“ (<http://www.ruendal.de/aim/gender.html>).



können. Diskussionen und empirische Herangehensweisen müssen insbesondere die Forscherinnen mit einbeziehen, daneben aber auch benachbarte Forschungsfelder. Eine Reflexivitätsdebatte innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung wäre dem sicherlich sehr förderlich.

Unbedingt bedarf es eines Blicks über die Ränder des Tellers. Einzelne WissenschaftlerInnen sind gefordert, Vergleiche mit den Entwicklungen von Männerforschung (und Gender Studies) in anderen Ländern in die Diskussion einzubringen. Und auch der kontrastierende Vergleich mit anderen Forschungsfeldern, die sich in den letzten Jahren zu etablieren begonnen haben (z.B. die Pflegewissenschaften), könnte wertvolle Impulse für die Frage liefern, in welcher Weise wissenschaftliche Innovationen möglich, welche Entwicklungspfade denkbar sind.

Zum Projekt einer reflexiven Männerforschung zählt auch der Anspruch, daß die Reflexion in die konkreten Forschungsarbeiten miteinbezogen wird. Jedes Forschungsprojekt sollte in seinen Veröffentlichungen darauf hinweisen, welchen Einfluß die spezifischen Voraussetzungen der ForscherInnen auf das Ergebnis ihrer Arbeit haben, angefangen bei deren Situiertheiten im sozialen Raum, ihren inner- wie ausserwissenschaftlichen Interessen, aber auch der strukturellen Bedingtheiten ihres Forschungsfelds bzw. ihrer Disziplin. Dies stellt eine große Herausforderung dar, denn selbst innerhalb der Frauenforschung, die einst mit ähnlichen Ansprüchen angetreten war, existieren kaum gelungene Beispiele, wie solch eine Reflexion denn praktisch zu verwirklichen sei. Dies kann kaum verwundern. Die von uns eingeforderte Logik der Forschung steht dem vorherrschenden ‚heimlichen Lehrplan‘ der Wissenschaft entgegen: statt beständig den Eindruck zu erwecken, ein fertiges und vollständiges Erkenntnisprodukt zu präsentieren, würde es einer reflexiven Herangehensweise vielmehr um die Darstellung eines notwendigerweise immer unvollständigen Erkenntnisprozesses gehen. Entgegen der Behauptung, das Produkt trage keine Spuren seiner ErzeugerInnen in sich, ginge es um den Nachweis des unaufhebbaren Zusammenhangs zwischen Produkt und ProduzentIn. Und statt des Nachweises universeller Gültigkeit des Ergebnisses ginge es um die Verdeutlichung der Kontextgebundenheit seiner Geltung.

Einige der notwendigen Voraussetzungen eines reflexiven Projekts sehen wir durchaus als gegeben an. Die Männerforschung weist in der Frühphase ihrer Institutionalisierung eine Dynamik auf, die im Feld beständig neue Fragen aufwirft – und somit neue Antworten zumindest potentiell ermöglicht. Im Zuge einer deutlichen Tendenz zur „Verwissenschaftlichung“ des Feldes wird sich auch ein wachsendes Interesse an methodologischen und epistemologischen Fragen einstellen. Zugleich könnte die sowohl in der



frauen- als auch in der männerbewegten Szene angelegte Tradition der Selbsterfahrung, die das als privat etikettierte zu politisieren vermag, für ein solches Projekt produktiv genutzt werden. In der Verknüpfung dieser beiden Herangehensweisen liegt die Möglichkeit begründet, aus dem Blickwinkel verschiedener Disziplinen neue Formen der Forschung und ihrer Geltungsansprüche zu erproben.